

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(13. Fortsetzung.)

„Ich — ich danke Ihnen, Herr Cotta,“ sagte Frau Erdmanns leise Stimme an seiner Seite, „und noch einmal bitt' ich recht von Herzen, seien Sie mir nicht böse, daß —“

„Galt, halt!“ Er fuhr aus seinem Brüten empor und brühte sie, die sich bereits halb erhoben hatte, wieder in das Sopha zurück. „Vergessen Sie unsere Verabredung nicht! Zuerst wollte ich Ihnen Ihre Fragen beantworten, Ihnen erzählen, was ich wußte, dann aber sollte die Reihe an Ihnen sein!“

„Ich? Lieber Gott — ich sagte Ihnen schon, Herr Cotta: länger als ein halbes Jahr bin ich damals fort gewesen, und als ich dann —“

„Nicht um jene Zeit handelt sich's jetzt!“ unterbrach er sie ungeduldig. Sie werden doch, gleich mir, erfahren haben, daß ein Kind zurückgelassen war — durch Zufall vor dem ihm bestimmten Tode gerettet —“

„Nein!“ sagte die Frau in feierlichem Ton, „durch Gottes Fügung!“

„Gut! Und das, wenn Sie wollen! Haben Sie sich gar nicht weiter dieses Kind getümmelt, ihm nie zugehört?“

„Sie sah aufmerksam in sein Gesicht. „Ihnen ist das nicht etwa auch?“

„Gleichviel, was ich that oder nicht! Die Reihe ist jetzt an Ihnen! Den Sie etwas in Erfahrung gebracht?“

„Ja — seit wenigen Tagen erst!“ er athmete tief auf und knüpfte in leiser Erregung die Bänder ihres Hutes fest, um sie gleich darauf wieder auseinanderzuheben. „Das Mädchen — und ich hier in München. Sie ist nichts von ihren Eltern und Verwandten, nichts von deren Schicksal ein hinterlistiges Ehepaar hat sie angenommen, und sie heißt Hanna Biederstein.“

„Natürlich! Ich dachte es mir — ich wußte es!“

„Sie haben sie gesehen? Kennen Sie sie?“

„Erstere ja — kennen gelernt noch! Sind Sie bereit, Frau Erdmann? Können wir jetzt gehen?“

11.

Im Wohnzimmer des Baumeisters und Cotta sah es behaglich und hübsch aus. Hübsche moderne Spiel standen in gefälliger Anordnung umher, der rotgrüne Majolikastrahlte eine angenehme Wärme aus, ein bieder, purpurfarbener Teppich bedeckte den Fußboden. Zu den Büchereisen gehörten verzierte Kissen in einem weichen, zarten Stoff, ein altes, weißliches Tageslicht herein, es aber bereits im Tageslicht begriffen war.

In einem der mächtig weiten roten Saffiansessel saß Herr Baumeister Cotta und hielt sein hübsches, blondes Mädchen auf den Knien. Sie trug ästhetisch ihren Kopf an seine Brust geschmiegt, und er beugte sich über sie auf sie herab, um die Gattin zu küssen — auf das üppig gebauchte Haar, auf die weichen Wangen, den reinen Mund — und wenn sie gerade ihnen im Neben war, und er ihr die Worte von den Lippen weglüfte, dann sollte sie böse werden und konnte es nicht!

„Ich muß mich wirklich wundern, o Will bleibt!“ bemerkte sie jetzt. Er wollte ganz bestimmt noch bei geachtlich kommen, um noch etwas den Köpfen von den Buben zu arzen — aber damit wird es nun nichts! Keine Viertelstunde ab es ist stofflos!“

„Aber nichts!“ Dann macht er andermal an's Wert!“ sagte Richard phlegmatisch. Er war empathisch aussehender, größerer blonden Mann, in seinem feines Gesichtes dem älteren der Ähnlich. Willfried war das sue Abbild des verstorbenen Vaters, Richard hatte den Typus der Mutter, an die er sich kaum noch erinnern konnte.

„Aber er hat's doch versprochen!“ rief Richard.

„Na, weißt du, Will's Versprechungen gelten nicht viel. Der thut, was ihm durch den Sinn fährt, der holt sich seinen Pfifferling um Verabredungen und solche Chosen!“

„Eigentlich unecht! Man kann sich gar nicht auf ihn verlassen!“

„In großen Dingen schon! Was wirklich wichtig ist, da hat man in den gewissenhaftesten Menschen der Welt — aber freilich, bis ihm was wichtig wird, das dauert! Seine Arbeit zum Beispiel — für die ist er immer zu haben, immer auf dem Platz!“

„Er hat sich bei uns jetzt doch auch Arbeit übernommen!“

„Ach was! Solche Geschichten, die ihm bloß Spielerei, die er nebenbei abtut — und sie zuteile!“

„Allesmal ersten Ranges!“ Der Stimme des Sprechers merkte man den unbändigen Stolz auf den genialen Bruder an. „Wenn ich denke, wie entsetzlich schwer sich der Vater seine Einwilligung zu Will's Beruf abringen ließ — und eigentlich war's gar keine Einwilligung, er schrieb ihm zu: 'Thut, was du willst — meinetwegen geh' hin und knete deinen Lehm!' — und die Szenen, die vorangingen! Ich seh' mich noch leichenblau und zitternd an der Thür stehen und horchen! Sollte jetzt der alte Herr sehen können, was der 'verlorene Sohn' schafft, und wie man von ihm spricht! Er hat ja noch die Anfänge von Will's Ruhm erlebt — aber es waren eben doch nur die Anfänge! Wie würde er stolz auf seinen Aeltesten sein!“

„Auf dich doch auch!“

Die kleine Frau zog mit beiden Händen ihres Mannes Kopf zu sich herab und küßte ihn herzlich.

„Was ich bin und kann, das ist mit Will's Sein und Können nicht zu vergleichen!“ erwiderte er ernsthaft. „Ich bau' meine Luxushäuser schlicht und recht und verstehe das Kunstgewerbe aus dem Grund — das darf ich von mir sagen, und das ist immer schon was werth — aber die Kunst! Da ist Will mir hundertfach über, der hat in seinem kleinen Finger mehr Genialität, als ich in meinen beiden Händen zusammen genommen!“

„Mein goldener, einziger, heischender Did! Mein Herzmann!“

„Wie die jährlichen Küsse.“

„Gar keine Bescheidenheit! Einfach Selbsterkenntnis!“ lachte der Gelehrte. „Aber ich will sie mir schon gern gefallen lassen, wenn sie einen so süßen Lohn einträgt. Geht doch nichts in der Welt über solch ein goldiges, herziges Weibchen, wie du eins bist!“

„Und daß der arme Will kein solches hat!“

„Eins wie dich findet er so wie so auf der ganzen Erde nicht!“ behauptete der Baumeister mit wüthiger Betonung. „Und wenn schon... ob er jetzt noch im Stande wäre, so ein Göttergebührend zu genießen und zu schätzen? Versprich mir nur eins, Schagerl: wenn der Will heut' wirklich noch kommt, gib ihm mit deinen ewigen Heirathsgedanken. Es macht ihn bloß noch bodenbeiger — an dem verdienen wir uns nun mal keinen Kuppelpels!“

„Nein, nein, ich thu's nimmer! Ich hab's aufgegeben, seitdem er mir das letzte Mal — wir waren unter vier Augen, du sahest im Architektklub — so deutlich seine Meinung gesagt hat!“

„Wie lautete denn die?“

„Ach — nun — ich rebete ihm ein bißel zu, sein wüthiges Göttergebührend aufzugeben — da hat er mich zuerst ausgelacht und hat mich gefragt, wie ich mir das eigentlich vorstelle und ob ich denke, er sei eine da Orgien a la Nero. Na, weißt du, von dem Thema brach ich lieber ab — der Will ist so ein Prachtmensch, aber zynisch kann er sein, und ich mag das nicht und kann in den Ton nicht einstimmen. Ich meinte dann, er müsse eine kluge Frau haben — eine, die ihn in allen Dingen versteht und mit ihm mitgeht und dem denkenden Mann doch auch eine denkende Gefährtin ist —“

„Und da?“

„Ja, er ließ mich kaum ausreden. „Glaubst denn du,“ hat er gesagt, „wenn ich meine fünf, sechs Stunden im Atelier zugebracht und mich bumm und blind geschaut und mich müd wie ein Hund gearbeitet hab', daß mir dann noch der Sinn nach Kunstgesprächen und ästhetischen Abhandlungen und nach der denkenden Gefährtin steht? Ich bin dann eben kein denkender Mann mehr — was also soll mir die denkende Frau? Mein ganzes Sein ist aufgelöst in Frucht und in Heubedenklichkeit, und wenn ich das Stadium einigermaßen überwinden hab', dann will ich mich allenfalls amüsieren und gute Musik hören oder schöne Weiber sehen, oder mit Leuten, die wirklich was von der Kunst los haben, beim Wein sitzen! Aber mit dem süßen Kunstpöbel und gar mit den Frauen, die 'mitgehen' und 'mitreden' können und sich als 'Gefährtinnen' aufspielen, womöglich einem mit der 'idealen Forderung' kommen — mit denen laßt's mich aus! Wer sie will, soll sie haben, und finden wird er sie heututag' an allen Ecken und Enden — für den Will Cotta aber ist das nie, der braucht das nicht für sein Leben!“

„Junge und hübsche Weiber seh' ich gern an, und kann ich sie haben... nun, so hab' ich sie eben und bin vergnügt, so lang es eben dauert, aber die Ehe und ich — wir zwei kommen nicht zusammen!“

Richard Cotta lachte. Die kleine Frau hatte es so gut verstanden, Ton und Manier seines Bruders nachzuahmen.

„Pfiu, Didie, du lachst! Eigentlich ist doch dabei gar nichts zu lachen — es ist traurig! Aber ich hab' ihn als Eheandibalen aufgegeben, den Will, so leid es mir thut — ich laß ihn in Ruh', denn die Sache ist hoffnungslos! Und daß ich ihn früher mal fragte, warum er seine Gräfin mit dem un-

ausprechlichen Namen nicht heirathet... sieh, das war eine Dummheit von mir! Freilich hatte ich sie dazumal noch nicht mit Augen gesehen!“

„Ist denn das inzwischen geschehen?“

„Aber ja doch! Wie ich neulich mit Lisa Meyring langsam die Maximiliansstraße entlang gegangen bin — wunderschöner Sonnenschein war und eine Masse Menschen auf der Gasse — da gibt sie mir mit einem Mal einen Rippenstoß und sagt leise: „Schau auf! Hier gleich rechts!“ Und wie ich das thut, da seh' ich eine elegante Dame in einem sehr kostbaren Pelzmantel dahertommen, neben ihr einen Herrn, den ich nicht kenne, und sie kenn' ich auch nicht! Da flüßert aber auch die Lisa schon: „Das ist deinem berühmten Schwager 'seine Gräfin' und ich ruf' beinahe ganz laut: Ach, die? Und dreh' mich um und seh' sie mir ganz genau an. Nein, Schagerl! Und wenn der Will auch nicht mehr der jüngste ist — und schön sind' ich ihn gar nicht, du siehst ja viel besser aus — so müßt' er doch, wenn er heirathen wollt', was Hübsches, Junges haben für seine verdöhlten Künstleraugen, das seh' ich ein! Aber diese Polin, die muß gut und gern 'n paar Jahre mehr haben wie er... sie ist sicher mal schön gewesen, aber das ist lange her, und zu den Frauen, die sich gut konserviren, gehört sie auch nicht, trotzdem sie nach allen Regeln der Kunst gefärbt und geschminkt und gemalt war! Aber ein Paar Augen hat sie im Kopf — so, als ob sie noch lange nicht mit ihren Passionen und mit ihrem Temperament fertig wäre, na, wird ihr wenig helfen! Dem Will gegenüber schon gar nicht! Nein, der muß allein bleiben! Die Frau, die einen so grundsatzlosen Mann zum Gatten bekäme, die könnt' mir bloß leid thun!“

Hier schrie die Hausglocke — helle Kinderstimmen wurden laut, dazwischen ein honores männliches Organ. Die Thür öffnete sich, und vor dem Eintretenden her purzelten und kugelten zwei blonde Knäbchen von drei und fünf Jahren, die über die eigenen Füße stolpern und sich alsbald gleich einem Knäuel auf dem Teppich wälzten.

„Was? Noch im Dunkeln, ihr Liebesleute?“ kam Willfried Cotta's Stimme von der Thür. „Da muß ich schleunigst Abhilfe schaffen, sonst bricht eure junge Brut sich Arme und Beine entzwei!“

Er drehte mit einer raschen Bewegung das elektrische Licht auf und raffte mit festem Griff die appellenden Kinder empor, um sie energisch auf die Füße zu stellen.

„So, ihr Geächteten, da benehmt euch mal wie zwei vernünftige Lebewesen!“

Das war von den beiden Büchsen zu viel verlangt. Sie jankten, lachten, schrien, strebten an dem Untel empor, riefen nach der Mutter, tanzten auf einem Bein, balgten sich miteinander — es war ein Lärm im Zimmer, wie wenn zehn Kinder darin wären.

„Bei denen kommt die unbenügte Lebensfreud' zum Durchbruch! Da schaut her und lernt von ihnen!“

Der Bildhauer sagte es halb lachend, halb melancholisch, während er Bruder und Schwägerin die Hände zum Willkommen reckte. Er hüdtete sich und hob den ältesten Jungen, der eben seine Knie umklammerte, hoch empor. Das Kind jauchzte und müßte sich, auf des Onkels Schulter reitend, mit der freien Rechten in die Brusttasche des braunen Sammtrodes zu fassen, den Cotta für gewöhnlich trug.

„Doch! sagte dieser jetzt, den Kopf zwischen die Schulter ziehend, 'hab' ich heut' doch euer Nachwort vergessen, Trabanten! Seid nicht zu schlimm mit mir, ich hol's nach, das nächste Mal seht es doppelte Nation, mein Wort drauß!“

„Du sollst mir die Buben überhaupt nicht so vernöthen, Will!“ Frau Kitty war vor den breiten Wandspiegel getreten und richtete, im hellen Licht der elektrischen Lampen, erröthend ihre von den liebenden Händen des Gatten völlig jersahrene Frisur mit einem Kämmchen wieder her.

„Sie bekommen so wenig Süßes und es thut ihnen auch nicht gut —“

„So bekommen sie's eben von mir, so lange ich da bin — und da thut's ihnen auch keinen Schaden!“ decretirte Cotta ruhig, hob auch den Kleinsten empor und setzte ihn auf seine andere Schulter. „Aus unserer Sitzung wird heute nichts mehr, was? Das Stillhalten würd' euch jetzt wohl besonders schwer fallen —“

„Laß sie nur laufen!“ rief Richard Cotta ein. „Sie sollen heute noch geladert werden, damit geht allemal eine Menge Zeit darauf, weil sie im Wasser taumeln zu bändigen sind. Was meinst du, Kitty — wir speidern sie gleich ins Kinderzimmer! Friedel, Didie, antreten! Abshwenken!“

„D, Vater! o, Vater! Noch bißel bleiben! Noch bißel toben mit Onkel Will!“

„Nichts da! Keine Widerrede! Absitzen! So! Patschhandel geben! Empfehlung machen!“

Betrübt und langsam, aber ohne neuen Einspruch zu erheben, befolgten die Büchsen das väterliche Nachgebot. Richard Cotta war ein überaus zärtlicher Vater und hatte seine Kinder fürs Leben gern um sich. Allein so wie es im Zimmer hell geworden war, hatte er gesehen, daß im Gesicht seines Bruders etwas Fremdes war — eine Falte zwischen den Brauen, ein ungewöhnlicher Glanz in den Augen — auch seine Stimme klang anders

als sonst, und zum erstenmal während seines Aufenthaltes in München hatte er die übliche süße Spende für die kleinen Nissen vergessen... lauter Anzeichen starker innerer Erregung! Man konnte nicht wissen — vielleicht hatte Willfried Bedürfnis, sich mitzutheilen, sich auszupredigen... dabei waren Kinder überflüssig! Kitty liebte es sich nicht nehmen, als Trösterin und Estorte ihre verbannten Söhne zu begleiten — die beiden Brüder blieben allein! Wenn Willfried jetzt sprechen wollte —

„Nein! Die Hände auf dem Rücken verschränkt, das Haupt leicht vorgebeugt, die Hände beharrlich am Erdboden wurzelnd, so ging der Bildhauer an der Langsaite des geräumigen Zimmers langsam hin und her, allem Anschein nach tief in seine eigenen Gedanken eingepfunden... dem Baumeister nur eine Bestätigung für irgend ein außergewöhnliches Ereignis!“

Damit das Schweigen nicht zu drückend werde, versuchte Richard, dann und wann eine Bemerkung allgemeinen Inhalts zu machen, aber Willfried ging auf seine eigene Nähe ein. „Raum, daß er ein 'hm' oder 'so' hinwarf, gleichviel ob es paßte. Offenbar war er mit seinen Gedanken weit fort — wozu sollte er sich die Mühe geben, vor seinem einzigen Bruder Komödie zu spielen?“

„Wo bleibt denn Kitty?“ fragte der Bildhauer auf einmal ungeduldig und machte in seiner Wanderung plötzlich halt.

„Kitty?“ machte der andere verwundert; er hatte gerade gedacht, dem Bruder würde daran liegen, mit ihm unter vier Augen zu sein. „Ja — brauchst du die denn so nothwendig?“

„Brauchen?“ Cotta zog ungeduldig mit den Schultern. „Ich hab' ihr was zu sagen! Kommt sie nicht bald?“

„Na, weißt du, wenn die erst bei den Buben ist, kann sie so bald nichts loslassen! So zuverlässig unsere Resti sonst ist — meine Frau denkt doch halt, sie ist nun mal die Mutter und ohne ihre Anwesenheit kommt mir zu Stande. Wenn du es aber willst, ich geh' hinüber und hol' sie dir!“

„Nein, nein! Laß nur! Wir können ja warten!“

„Sie warteten denn noch eine geraume Weile, beide jetzt stumm; der Baumeister in seinem weiten roten Saffiansessel sitzend, der Bildhauer von neuem rastlos auf und nieder gehend, die Hände auf dem Rücken gestreut, den Blick an die Erde gesenkt.“

Endlich klappte die Thür, und Frau Kitty erschien, rosig und eilig.

„So, da hab' ich mich! Das ist ein schöneres Vorkommen von den Schellen! Zumal der Didie ist so zärtlich — halbtoth hat mich der Bub' gedrückt und geküßt. Ich soll Vater und Onkel noch tausendmal grüßen, und Friedel hat verprochen, er wird musterhaft stillsitzen, wenn Onkel Will ihn das nächste Mal zum Modell braucht — das soll ich extra bestellen! Ich hab' noch gleich der Kuni Bescheid wegen des Abendessens gesagt... du bleibst doch bei uns, Will?“

„Ich — ja — ich weiß eigentlich nicht! Wenn ihr mit mir vorlieb nehmt, so wie ich da bin —“

„Bist du denn anders heut' wie sonst?“ Frau Kitty holte sich einen kleinen braunen Kinderstrumpf vom Nähtisch herüber, setzte sich und begann zu striden.

Es kam keine Antwort. Als die kleine Frau verwundert aufschaute, begegnete ihr Bild dem ihres Mannes... er zog die Stirnfalten hoch und deutete mit einer Kopfbewegung nach dem unaufhörlich auf und ab schreitenden Bildhauer.

„Möchtest du dich nicht setzen, Will?“

Wieder keine Antwort. Kitty sah hinter Cotta's Rücken nach ihrem Gatten und telegraphirte ihm vermittelst eines sehr ausdrucksvollen Mienspiels die Frage hinüber: „Was ist ihm?“

Mit einem ebenso ausdrucksvollen Schulterzucken erwiderte der Gefragte, er wisse es nicht.

„Du, Kitty!“ Willfried stand neben seiner Schwägerin still. Laß sie aber nicht an. „Nicht wahr, du kennst doch den Maxi Rode? Und Richard kennt ihn auch?“

„Maxi Rode? Wart' mal! Das ist doch der kleine fidele Maler, der lezt' hin ein paar so hübsche Bilder von Rom herübergeschickt hat! Ist's der? Ja — den kenn' ich! Er hat sogar bei uns Besuch gemacht, und wir müßten ihn eigentlich mal einladen!“

„Das müßt' du! Das thut!“ rief Cotta lebhaft. „Und seine Schwester — die müßt' du auch einladen — und — und —“

„Seine Schwester?“ fragte Frau Kitty gebohrt. „Ja, erlaube mal, Will, die kenne ich aber eigentlich gar nicht! Die hab' ich bloß hin und her auf der Straße oder in einer Ausstellung gesehen!“

„Das thut ja nichts! Das genügt ja! Deswegen kennst du sie doch immer ruhig einladen!“

„Weshwegen?“ fragte Kitty zurück. „Ach!“ Cotta wurde schon wieder ungeduldig. „Was ist da viel zu reden und zu fragen! Wenn ihr mir damit einen Gefallen thun könnt —“

„Dir? Mit Maxi Rodes Schwester einen Gefallen? Gefällt sie dir denn so gut? Sie ist ja ein recht hübsches Mädchen — Eh, glaub' ich, heißt sie — und wenn du nun möchtest...“

„Unfinn! Gefallen! S' handelt sich überhaupt gar nicht um sie...“

„Nicht um sie? Ja... aber —“

„Herrgott, ihr Weiber könnt einem

geradewegs die Seel' aus dem Leib herauszapfen mit eurem Gered' und Befrag! Kannst du dir's im Ernst denken, Kitty, daß so etwas wie dies gedrehtes Puppenfigürchen mit dem Porzellankopf mein Gesicht ist?“

„Eigentlich nicht — und ich bin ganz froh, daß sie dir nicht gefällt. Sie ist ja hübsch, aber mir erfordern sie schrecklich tolet und oberflächlich. Wer kennt euch Männer aus. Am Ende findet sie doch viel Beifall, das hörte ich von verschiedenen Seiten! Wenn du dir also nichts aus ihr machst... warum soll ich sie denn zu uns einladen?“

Es dauerte eine Weile, bevor die Antwort kam. Willfried Cotta hatte sein Hin- und Herwandern wieder aufgenommen — jetzt stand er neben einem geschminkten Bordweil still, hob mit vorsichtiger Hand ein reizendes, feines Tiffanglas herunter und betrachtete es so angelegentlich, als habe er etwas Berachtiges noch nie in seinem Leben gesehen. Richard hatte sich halb in seinem tiefen Sessel emporgeschoben, er war gespannt auf die Erklärung, die sein Bruder jetzt abgeben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Wo man in München ist und trinkt.

Nicht vom Hofbräuhaus soll hier die Rede sein. Obwohl die Art, wie in diesem bürgerlichen Bierpalast alle Stände sich mischen, urbildlich ist für die Zwanglosigkeit des Münchner Verkehrs, und obwohl der Umstand, daß man es zu jeder Tageszeit voll behaglich zehender Gäste findet, beziehungsweise für den Mangel an Hast und Geschäftseifer, der München von Berlin so wesentlich unterscheidet. Aber das Hofbräuhaus ist berühmt genug. Auch nicht von den großen Bierhallen will ich erzählen, Schorr-, Augustiner-, Thomae- und Bürgerbräu, die in der Neuhauser- und Kaufingerstraße so dicht neben einander liegen, als ob sie in ihrem geschlossenen Aufmarsch die Bedeutung der Münchner Bierindustrie barthun wollten. Diese Gasthäuser liegen so sehr am Wege, daß sich jeder Fremde dahin findet. Sie sind auch ganz auf den Fremdenverkehr zugeschnitten, und der Münchner meidet sie deshalb. Sie sind ihm mit ihren weißgeputzten Tischen und ihrer Atmosphäre großstädtischer Restaurants viel zu charakterlos und verfeinert.

Der Münchner bevorzugt neben seiner geliebten Bierburg am Platz besonders das Matthäifäßbräu, das eigentlich noch unversäfflicht ist als das Hofbräuhaus, wo zur Reifezeit allzuvielen mit Bädern und Rudern bewehrte Fremdlinge einbrechen. Im Matthäifäß geht es noch unruhig zu, da ist man noch von blanten Holzstischen und der Bürger, der Künstler und der Arbeiter sitzen in dem großen Saale auf derselben Bank. In dessen hat der „Garten“ des Matthäifäß nicht gerade zur Freude des Wirtches im Laufe des vergangenen Sommers ein eigenthümliches Publikum bekommen. In stiller Verabredung haben sich dort nämlich die Elemente wieder zusammengefunden, die durch den Abbruch des alten, in einem besonderen Sinne berühmten „Sterngarten“ heimathlos geworden. Dieser „Sterngarten“, an dessen Stelle jetzt das neue Waarenhaus von Tieg erhebt, war ein hohes, graues Haus gegenüber dem Bahnhof. Es war umgeben von einem Garten, hinter dessen dichten Zaun man wie verflucht vor der Großstadt unter alten, schattigen Bäumen saß. Während aber in der links vom Hause gelegenen Hälfte der Kleinbürger und Handwerker sein Maß trank, war die andere Hälfte ein berühmter Schlupfwinkel des schlimmsten Gefindels, und nicht selten erschien hier die Polizei, um die ganze Gesellschaft in corpore abzuführen.

Aber vom Sterngarten wollte ich eigentlich ebenso wenig reden, wie vom Hofbräuhaus. Ich wollte dem Leser vielmehr erzählen, daß es in der Bierstadt München auch eine Wirthschaft ohne Bier gibt. Nicht das neue, altmodische Restaurant „Zungbrunnen“ meine ich, das, ebenso wie die verschiedenen vegetarischen Speisefässer, einem immer fühlbarer werdenden Bedürfnis der geistigen Arbeiter entgegenkommt, sondern ein uraltes, volkstümliches Lokal, das, trotzdem kein Bier dort verabreicht wird, dennoch typisch münchenerisch ist. Der Fremde aber kommt nicht dahin, es sei denn, daß er als armer Student oder Kunstjünger die billige Gelegenheit aufspürt.

Nicht wahr, lieber Leser, in der Kronfleischküche bist du nie gewesen? Zwar, wenn du München besuchst hast, bist du oftmals daran vorübergegangen, doch die Pforte ist schmal und unscheinbar, sie will gesucht sein. In dem Halbdunkel unter den Arkaden des alten Rathhauses steht sie halb in der Erde, und ein paar Stufen führen zu ihr hinunter. Ueber der Thür steht in altfränkischen Lettern, halb verworren, das Wort „Kronfleischküche“. Deffnet man die Pforte, so steht man in einem langen, schmalen weitzugigen Flur, der nur an seinem oberen Ende rechts wieder eine schmale Thür hat. Sie führt in einen weitzugigen, kellerartigen Raum, den ein feuchter warmer Küchenzwaben wie Nebel erfüllt. Auf langen Bänken an weißgeschuerten Tischen sitzen Männer und Frauen, emsig aus ihren Suppennapfen löselnd oder ihr Fleisch verzehrend, das auf hölzernen

Lettern gereicht wird. Die Spezialität des Hauses ist „Kron, gefotten“, ein gewöhnlich als minderwertig betrachtetes Stück vom Ochsen, das aber, auf besondere Art zubereitet und noch blutig, sehr schmackhaft ist. Der Lederbissen ist so viel begehrt, daß er meist schon gegen elf Uhr Morgens vergriffen ist. Vielleicht steht es mit dieser großen Nachfrage im Zusammenhang, daß in der Kronfleischküche das Mittagmahl früher fällt als irgendetwas anders. Zwischen 10 und 11½ Uhr Morgens ist die stärkste Frequenz. Da ist die Stube vollgebrängt mit Dienstmännern, Rutzern, Handwerkern und Arbeiterfrauen. Man merkt es, die meisten sind Stammgäste; sie stehen mit der Kellnerin auf vertraulich freundschaftlichem Fuß, so daß sie es nicht mehr für nöthig hält, mit der Bedienung sonderlich umständlich zu machen. Auch über die Straße wird viel geholt. Kinder und Hausfrauen stehen mit Körben in der Küche. In einem schmalen, flurartigen Nebenzimmer finden sich die besseren Gäste zusammen, aber selbst hier fällt eine Gruppe von Ladenmädchen schon fast als elegant unter den übrigen, berberen Gestalten auf.

Obwohl in dieser Wirthschaft die Preise fast die gleichen sind wie in der Volkstische, deutet man einen Besuch in der Kronfleischküche keineswegs als ein Geständniß von Armuth. Ich kenne manche nicht schlecht gestellte Maler und Schriftsteller, die ab und zu dort einkehren, theils um des guten Fleisches willen, theils, weil das Treiben für Leute, die Volksleben und Volkstypen sehen wollen, höchst reizvoll ist.

Es ist nun festkam, wie sehr sich das eben geschilderte Publikum von demjenigen der Münchner Volkstischen unterscheidet. Dieses hat bei weitem weniger örtliches Gepräge und ist uninteressanter, trotzdem oder weil es mehr nach Arbeit aussieht. Bezeichnend ist schon, daß in der Volkstische die Zeit des stärksten Besuches mit der Mittagpause in den Geschäften und Betrieben zusammenfällt. Die Leute, die in der Kronfleischküche sitzen, haben zu jeder Stunde Zeit, die in der Volkstische sind in ihrer Zeit beschränkt und entfernen sich wieder nach häufig eingenommenem Mahl.

Die Münchner Volkstischen gehören zu den bestorganisirten in Deutschland, und obwohl die Unternehmung erst seit sechs Jahren besteht, werden in den drei in verschiedenen Stadttheilen belegenen Hallen heute täglich etwa 4000 Personen gespeist. Die größte Anstalt ist in der Hotterstraße, einer schmalen Seitengasse der Altstadt. Dort sieht man gegen Mittag ganze Trupps von Männern und Frauen auf der Straße vor dem schwarzen Brett stehen, auf dem die Speisen des Tages verzeichnet sind. Es giebt: Suppe für 5 Pfg., Erbsenpüree für 5 Pfg., großes Fleisch mit Gemüse 25 Pfg., Hammelragout mit Knödel 25 Pfg., Reis mit Rosinen 12 Pfg., Kompost 5 Pfg., Kaffee 5 Pfg. Man kann sich also für 35 Pfennig ein sehr ordentliches Mittagessen, bestehend aus Suppe, Fleisch, Gemüse und Kompott zusammenstellen. Ist die Auswahl getroffen, so schließt man als Letzter sich der langen Reihe an, die sich durch den Flur an der Kasse vorüberzieht. Dort sagt man seine Wünsche und erhält für seine Bezahlung entsprechende Marken, mit denen man sich zum Büffet begiebt, um dort die Speisen in Empfang zu nehmen. Dieses lange Büffet bildet die einzige Scheidung zwischen Speisesaal und Küche, so daß alle Handrungen der Zubereitung sich offen vor den Gästen vollziehen.

Es giebt aber immer noch viele den unteren Ständen Angehörige, die sich scheuen, in die Volkstische zu gehen, weil sie fürchten, dadurch zu den Armen gezählt zu werden. Diese, wenn ihnen auch die einfachen Wirthshäuser, die für 45 und 50 Pfennig „Guten Mittagstisch“ anzeigen, zu teuer sind, speisen im „Mistodgeschäff“, das auch eine Münchner Spezialität ist. Die Hauptparthie gegenüber dem Wirthshaus besteht darin, daß man kein Bier zu trinken braucht. Das Auskostgeschäff findet sich meist in verkehrsarmen Straßen in einem seiner schlechten Lage wegen unermittelbaren Laden. Dem Vorübergehenden macht es sich bemerkbar durch die Berge von Dampfnebeln, Ausgezogenen und Guggelungen, die zwischen Eisenstücken im Schaufenster prangen. Daneben lehnt eine Schiefertafel, auf der die Speisefolge des Tages verzeichnet steht. Wer die Leibergerichte des Münchner Kleinbürgers kennen lernen will, hat hier Gelegenheit. Da wechelt Radel- und geriebene Zeiguppe mit Lebernodeln und Spigle; es giebt Pfirsangen und Lungal, Dotschen mit Kartoffeln und Meßspeisen aller Art; als Getränke Milch und Limonaden und in den Nachmittagsstunden Kaffee, die Tasse zu zwölf Pfennigen. Das Publikum wechselt schnell. Es kommen Laufmädchen und Laufbräusen im Vorübergehen, Ladenmädchen, hellenlose Kellnerinnen und Dienstmädchen, überhaupt viele Weibchen, die lieber hier, als in einem Bierhaus einkehren.

Der Leser sieht, in all den genannten Lokalen merkt man nichts von der „Bierstadt“ München, und man kommt da fast zu der Annahme, daß es mit dem Bierverbrauch am Ende gar nicht so sehr schlimm ist, wie man immer annimmt, oder daß wenigstens ein weiter Kreis der Bevölkerung unbedeutend daran ist.

Delta Bilden.